

(Nachdruck verboten.)

83] Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Als der Winter sich seinem Ende näherte, ward ihm der Kopf heiß. Es waren allerlei unheimliche Gerüchte über die Strenge im Examen unter den Knaben im Umlauf — sie erzählten von Zurückverfung und vollständiger Ausweisung aus der Schule.

Pelle hatte das Unglück, daß ihm kein einziger Gesang selbständig überhört wurde. Er sollte von dem Sündenfall erzählen, mit dem Apfeldiebstahl kam er leicht zustande, aber die Verfluchung!

„Und Gott sagte zu der Schlange: Du sollst auf Deinem Bauch kriechen, Du sollst auf Deinem Bauch kriechen, Du sollst auf Deinem Bauch kriechen!“ weiter kam er nicht.

„Tut sie das denn immer noch?“ fragte der Pfarrer gutmütig.

„Ja — denn sie hat keine Glieder.“

„Und kannst Du mir denn erklären, was ein Glied ist?“

— Der Pfarrer war als der beste Examinator auf der ganzen Insel bekannt, er könne mit einem Kinnstein anfangen und im Himmel enden, pflegte man von ihm zu sagen.

„Ein Glied — das ist eine Hand.“

„Ja — unter anderem. Aber kannst Du mir nicht etwas nennen, was alle Glieder von anderen Körperteilen unterscheidet? — Ein Glied ist — nun? — ein? — ein Körperteil, der sich selbständig bewegen kann. Zum Beispiel? — Nun!“

„Die Ohren!“ sagte Pelle, wohl weil sie ihm brannten.

„So-o? Kannst denn Du die Ohren bewegen?“

„Ja.“ — Pelle hatte sich diese Kunst mit großer Ausdauer im letzten Sommer zugelegt, um nicht hinter Rud zurückzustehen.

„Das möchte ich denn doch gern einmal sehen!“ rief der Pfarrer aus.

Da klappte Pelle denn tüchtig mit seinen Schlappohren, und Pfarrer, Schulrat und Eltern lachten. Pelle bekam „ausgezeichnet“ in Religion.

„Dann haben Dich die Ohren ja doch gerettet!“ meinte Lasse vergnügt. „Hab ich Dir nich immer gesagt, Du sollst sie gut gebrauchen! Die beste Nummer in Religion, bloß weil Du mit den Ohren klappen kannst. — Du könntest gewiß Pastor werden, wenn Du man bloß selbst wolltest.“

Und er blieb noch lange so bei. „Aber war es nich' auch ein Satansjunge, daß er so antworten konnte!“

12.

„Komm, Kybbe, Kybbe, Kybbe! Komm, mein Lidehuhn, Du brauchst wirklich nich' bange zu sein!“ Pelle ging mit einer Handvoll grünen Korn und lockte sein Lieblingskalb, aber es wollte ihm heute gar nicht so recht trauen. Es hatte Prügel bekommen, und das kam wieder daher, weil es so boshaft gewesen war.

Pelle war ungefähr zumute wie einem Vater, dessen Kind ihm Kummer macht und ihn zwingt, zu strengen Mitteln zu greifen. Und nun dies Mißverständnis, daß das Kalb ihn nicht mehr kennen wollte, obwohl er es doch nur zu seinem eigenen Besten geprügelt hatte! Aber das half nichts, solange Pelle die Kühe hütete, mußte es gehorchen.

Endlich ließ es ihn ganz herankommen, so daß er es streicheln konnte. Es stand noch eine Weile da und war eigensinnig; dann aber ergab es sich schließlich, fraß das Grünfutter und schnüffelte ihm zum Dank im Gesicht herum.

„Willst Du denn jetzt lieb sein?“ sagte Pelle und rüttelte es an den Hornstummeln — „willst Du woll?“ Es schlug ungezogen mit dem Kopf. „Ja, dann darfst Du heute meine Sacke nich' tragen.“

Es war das Sonderbare bei dem Kalb, daß er es von dem ersten Tage an, wo es draußen war, nicht von der Stelle hatte treiben können. Schließlich ließ Pelle es zurück, damit Lasse es wieder mit hineinnehmen könne; aber sobald es hinter ihm war, folgte es ganz von selbst — die Stirn dicht an seinem Rücken. Seither ging es immer hinter ihm, beim Ausziehen

wie beim Heimtreiben, und es trug seine dicke Sacke über dem Rücken, wenn es nach Regen ausfiel.

Pelle zählte noch nicht viele Jahre, aber seinen Kühen gegenüber war er ein Mann. Früher hatte er sich nur soweit in Respekt zu setzen vermocht, daß sie ihm aus nächster Nähe gehorchten. Aber in diesem Jahr konnte er eine Krähe in einer Entfernung von hundert Schritten mit einem Stein treffen, und es verlieh ihm den Tieren gegenüber eine Macht von weitem — namentlich, nachdem er ausfindig gemacht hatte, daß er den Namen des Tieres rufen mußte, indem er es traf. Dadurch ward es dem Vieh klar, daß der Schmerz von ihm kam, und es lernte, sich seinem bloßen Ruf zu fügen.

Die Sache war die, daß die Strafe der Versündigung auf dem Fuße folgen mußte, um wirksam zu sein. Daher war auch keine Rede mehr davon, einer Kuh auszulauern, die sich veründigt hatte, und von hinten über sie herzufallen, wenn sie hinterher ganz friedlich ging und weidete; das verwirrte nur. Ein Tier müde zu rennen, sich ihm an den Schwanz zu hängen und es um die ganze Wiese herumzuprügeln, nur um sich zu rächen, war ebenfalls dumm; die ganze Schar geriet in Unruhe dadurch und war für den Rest des Tages schwer zu lenken. — Pelle wog Ziel und Mittel gegeneinander ab; er lernte, seinen Rachedurst mit guten, praktischen Gründen zu löschen.

Pelle war ein Junge, und er war nicht träge! Den ganzen Tag von fünf Uhr morgens bis neun Uhr abends war er auf den Weiden und betrieb die zwecklosesten Dinge, übte sich stundenlang darin, auf den Händen zu gehen, Kopfsprünge zu machen und über den Bach zu springen — beständig war er in Bewegung. Stunde auf Stunde konnte er unermüdet in einem Rundkreis auf der Wiese herumlaufen — wie ein Füllen, das angeflocht war —, sich beim Laufen nach innen neigen, so daß seine Hand das Gras berührte, hinten ausschlagen und wiehern und schnaufen; er vergeudete Kräfte vom Morgen bis zum Abend mit offener Hand.

Aber das Viehhüten war eine Arbeit! und dabei hielt er Haus mit seinen Kräften. Jeder Schritt, der hier gespart werden konnte, war gleichsam ein erworbenes Kapital, und Pelle beobachtete alles ganz genau, und verbesserte beständig die Arbeitsweise. Er lernte, daß Strafe am besten wirkt, wenn sie nur als Drohung über dem Betreffenden hängt — zuviel Prügel machten ein Tier verstockt. Und er lernte erkennen, wenn es dringend notwendig war, einzugreifen. Nieß sich das nicht auf frischer Tat ausführen, so beherrschte er sich und suchte Kraft seiner Erfahrungen genau dieselbe Sachlage wieder hervorzurufen — um dann vorbereitet zu sein. Der kleine Mensch war, ohne daß er es selber wußte, beständig dabei, seinem Wuchs eine Elle hinzuzufügen.

Er hatte gute Ergebnisse zu verzeichnen. Das Hinaus-treiben und die Heimkehr verursachten ihm nie mehr Schwierigkeiten; er hatte das Kunststück fertig gebracht, die Herde eine ganze Woche einen engen Feldweg mit Korn an beiden Seiten zu treiben, ohne daß auch nur ein Halm abgebissen wäre. Ebenso das noch größere Kunststück, an einem so recht heißen Tag, wo die Kühe geneigt sind, wegzurennen, die Herrschaft über sie zu behaupten — sie in steifem Lauf einzuzäumen, so daß sie mitten in der Wiese standen und mit erhobenen Schwänzen stampften, aus Angst vor den Bremsen. Und wenn er es wollte, konnte er an einem kalten Oktobertag alle Schwänze in die Höhe treiben und die Tiere veranlassen, in wilder Flucht nach dem Stall heimwärts zu stampfen — nur, indem er sich ins Gras legte und das Summen der Bremsen nachahmte. Aber das war ein fürchtbares Geheimnis, von dem nicht einmal Vater Lasse etwas wußte.

Das Amüsante bei diesem Rennen aber war, daß Kälber, die im ersten Jahr draußen waren und nie die Bekanntschaft einer Bremse gemacht hatten, den Schwanz in die Höhe schleuderten und rannten, sobald sie sein festiges Summen hörten.

Pelle hatte sein fernes Ideal — an einer erhöhten Stelle zu liegen und die ganze Schar zu lenken, ohne etwas anderes als die Stimme dazu zu benutzen — nie zu Prügeln seine

Zuflucht nehmen zu müssen. Vater Lasse schlug ja auch niemals, wie arg es auch zugehen mochte!

Da waren Tage — ja, wo blieben die nur einmal? Ehe er eine Ahnung davon hatte, war es Zeit, nach Hause zu treiben. Andere Tage waren lang genug, aber sangen sich gleichsam hin, in Klängen von Sengen, in Brüllen des Viehs und in Menschenrufen aus weiter Ferne. Da ging der Tag selbst singend über die Erde hin, Pölle mußte jeden Augenblick stehen bleiben und lauschen: hör', es wird gespielt! und er lief auf die Dünen hinauf und starrte über das Meer. Aber da war es nicht, und landeinwärts war kein Fest, soviel er wußte, und in der Luft flogen keine Zugvögel um diese Zeit. Da, wieder! Hör'! Es wird gespielt! Genau wie Musik, weit weg, in der Ferne — so eine Musik, bei der man die Melodie noch nicht unterscheiden oder sagen kann, was gespielt wurde. War es am Ende die Sonne selbst?

Da durchströmten ihn Luft und Leben, singend, als sei es ein Quell; und er ging in einem träumenden Halbschlummer aus Tönen und Glück einher.

Wenn der Regen herabsickerte, hängte er seinen Rock über einen Dornbusch und lag geschützt darinnen, schnitzte oder zeichnete mit einem Meißel auf Papier — Pferde und liegende Ohjen. Aber am liebsten Schiffe, Schiffe, die übers Meer gingen auf ihrer eigenen, weichen Melodie, weit weg nach fremden Ländern — nach dem Negerland und nach China, um seltene Dinge zu holen. Und wenn er gut aufgelegt war, suchte er ein zerbrochenes Messer oder eine Schieferscheibe aus einem geheimen Versteck hervor und fing an zu arbeiten. Auf den Stein war ein Bild geritzt, und nun war er im Begriff, es als Relief auszuschnitzen — den ganzen Sommer hatte er hin und wieder daran gearbeitet. Und nun fing es an, hervorzutreten — eine Barke war es, die mit vollen Segeln über gekräuseltes Wasser dahinging. Nach Spanien, nach Spanien ging sie wohl — holte Trauben und Apfelsinen und alle die anderen Herrlichkeiten, die Pölle noch nicht geschmeckt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Anfiedler-Geschichten aus Nordland.

11] Von Andreas Haukland.

Wintermarkt.

Während Steinar mit dem Manne unterhandelte, kam ein junger dunkelhäutiger Bursche hinein. Ein Kuräne. Das sah man gleich. Er ging zu Ormhild und fragte, wo ihr Vater wäre.

„Er liegt und schläft,“ sagte sie und lachte.

Aber ihr Lachen war lautlos und still. Und ihre Augen waren voller Fernen und gleichsam laum aus Träumen erwacht.

Da ging er ganz nahe an sie heran und sah ihr verwundert ins Gesicht.

Und seine Augenbrauen zogen sich grübelnd zusammen.

Er blieb stehen und sah ihr forschend in die Augen.

Bis sie rot wurde wie tropfendes Blut.

Sie fragte und ihre Stimme zitterte vor Zorn:

„Was willst Du?“

Da senkte er den Kopf. Und die dunklen Augen schielten wild aus den Augenwinkeln unter der heftig gerunzelten Stirn. Man sah, er grübelte krampfhaft und mißtrauisch über etwas nach, das er nicht begreifen konnte.

Als er ihr wieder ins Gesicht sah, lag ein noch erstaunteres Forschen in seinen Augen.

Denn er kannte sie nicht wieder. Und er konnte es nicht begreifen.

Er war ja fast ein Jahr lang täglich auf dem Hofe ihres Vaters mit ihr zusammengewesen.

Jetzt stand sie vor ihm, das sonst so kindlich-ferde Mädchen und war flammend rot und hatte eine bebende Stimme vor Zorn.

„Was willst Du?“ sagte sie wieder.

Und es klang durch ihre Worte ein beschämter rasender Zorn, als habe er sie nacht überrascht und wollte nicht gehen, wollte nicht gehen.

Orm, der in einer Ecke gestanden und ein dickes Wärenfell beschützt hatte, kam ganz langsam auf die Weiden zu. So lautlos kam er, wie eine schleichende Katze.

Seine Lippen bewegten sich, gaben aber keinen Laut.

Er schob sich zwischen sie, unhörbar wie ein Schatten.

Sie verbarg sich hinter ihm. Und stand bebend und wartete darauf, was nun geschehen würde.

Der Dunkelhäutige sah plötzlich ein gelbgraues verzerrtes Gesicht vor sich und fuhr zurück

Orm folgte ihm dicht auf den Fersen, den Kopf vorgestreckt, die Zähne entblöht und funkelnd.

Da bückte sich der Schwarze und griff nach dem Messer.

Aber in demselben Augenblick erlang ein heiserer Schrei. Mit einem Sprung war Steinar dicht neben ihm, packte ihn um beide Arme, hob ihn hoch und warf ihn aus der Bude.

Er fiel auf die Beine, taumelte quer über die Straße, ehe er das Gleichgewicht wiedergewann.

Dann schlich er ab.

Der Fellschneider, ein großgewachsener Mann, stand ganz still und blickte Steinar an und murmelte zwischen den Zähnen:

„Das war verteuftelt! Das war verteuftelt!“

Er hatte bisher eine ziemlich hochmütige Haltung gegen den unansehnlichen Waldbewohner eingenommen. Und manchmal gelaßt, mit einem kurzen selbstbewußten Gelächter.

Aber jetzt sah er sich vor mit seinen Worten. Sein Rücken wurde immer runder. Er bückte sich, wenn er sprach.

Und als der Handel abgeschlossen war und die drei den Weg zu ihrer Bude entlang gingen, stand er lange und sah ihnen nach.

„Das war verteuftelt! Das war verteuftelt!“ sprach er wieder vor sich hin.

Mit dem Mann möchte er nicht gern Streit haben, dachte er. Und er schrieb es sich hinter die Ohren.

Orm schlief noch als sie eintraten.

Ormhild setzte sich auf die Bank in der Nähe des Bettes. Ganz still sah sie da und blickte den Vater an.

Sie wußte es jetzt, daß sie fort sollte. Sie sollte die Heimat verlassen. Um die Heimat zu finden. Wie war das seltsam!

Sie lächelte weich und bewegte ein paarmal die Hand, als wolle sie den Vater lieblosen, der mit offenem Munde, zusammengekümmert, im Bette schlief.

Steinar und Orm begannen alles hinauszutragen, was sie an Käse und Butter und Fleisch führten. Auch einige Felle und etwas Wild nahmen sie.

Sie beluden ihre Schlitzen, spannten ihre Pferde vor und fuhren nach Söfting hinüber.

Auf dem freien Platz dort stand Schlitten an Schlitten. Die Luft war dunstig wie in einem Stalle, und es erklang unablässig ein tiefer Inrunder und maßender Laut von all den laudenden Pferden. Der ganze Platz zwischen Stall und Haus und Krambude und Speicher war mit Heu besät.

Steinar ging in die Krambude. Er drängte sich durch die vielen Menschen bis an den Tisch vor.

Ein paar junge Angestellte bewegten sich eifrig zwischen dem Regalen und dem Tisch.

Man hörte das Anarren von Fächern, die herausgezogen und das Scharren von anderen, die hineingeschoben wurden. Und von den Messingchalen der Wagen, in denen Kaffee und Erbsen und Grühe gewogen wurden, kam ein Klang, wie von rieselnden Steindchen.

Aber über dem Ganzen stieg das Schwäzen der Männer wie ein Brausen unter der niedrigen Decke empor.

Ein ältlicher Mann mit glattrasiertem Gesicht kam aus dem Kontor hinter der Bude hervor.

Als er Steinar sah, ging er auf ihn zu.

Er war krumm, fast budlig, mit affenartig langen Armen.

„Na?“ sagte er, neigte den Kopf zur Seite und wartete.

Steinar sagte, daß er zwei Fuhrer draußen zu sehen habe.

„Fahre sie zum Speicher,“ sagte der Krumme leise.

Steinar drängte sich durch den Schwarm hinaus.

Als er und Orm vor der Speichertür vorfuhren, stand der Mann da.

„Na! Na!“ sagte er und bewegte die Hände ungeduldig, während Steinar und Orm abluden.

„Na! Na!“ fuhr er fort, wie jemand, der ein Pferd antreibt.

Als alles gemogen war, sah er Steinar schroff ins Gesicht und fragte scharf und schnell, ob er nicht mehr Wild und Felle habe.

„Du mußt soviel nehmen, wie ich habe,“ sagte Steinar und wandte sich von ihm ab und rief:

„Bruu!“ zu den Pferden hinüber, die ganz still draußen standen.

leich darauf ging er mit in das Kontor und bekam seine Abrechnung.

Als sie aus der Krambude bekommen hatten, was sie brauchen konnten, fuhren Steinar und Orm zurück.

Der Tag war zu Ende.

Der wintergraue Fjord unter dem Gebirge verdunkelte sich.

Der Wald wurde dichter und finster. Und der weiße Strand färbte sich grau.

Wie das Dunkel sich immer mehr verdichtete, sahen es, als sank dieser weißgraue Sandstreifen, der die Straße bildete, tiefer und tiefer, bis es war, als stünden Fjord und Wald wie eine schwarze Wand jeder auf einer Seite der Straße.

Weiter vorn leuchteten Fackeln und Laternen wie Lichttropfen. Und über den niedrigen Budendächern drinnen lag ein bebendes unruhiges Kimmern, ein Schimmer, wie von brennendem Meerleuchten aus den Funken, welche die offenen Schornsteine in die Dunkelheit hinausprühten.

Sie fuhren in scharfem Trabe hinein . . . an den Buden vorbei, wo der Strahl aus den kleinen Fenstern sie traf wie das Licht fausender Brandpfeile.

Der ganze Weg war an dieser Stelle streifig von dem Licht, das aus den kleinen Lufen fiel.

Sie und da standen Leute und trampelten und johlten auf einem beleuchteten Fleck unter einer Fadel oder einer Laterne.

Aus der Bude des Kaffee-Lars drang lautes Lärmen, als sie vorbeifuhren. Und der Lärm folgte ihnen wie der Ton einer Woge, die in das Kielwasser einbricht.

Als sie die Pferde in den Stall gebracht hatten und hineinlamen, nahm das Mädchen eine Pfanne mit gebratenem Fleisch vom Herde und setzte es vor.

Ejur erwachte und aß mit. Er war schwerfällig und wortlos. Und er wälzte sich sofort nach dem Essen wieder ins Bett.

Bald darauf legte sich Steinar neben ihn. „Die jungen Leute könnten sich wohl schon einen Platz auf den Fellen suchen,“ meinte er und lachte milde.

Bald darauf schliefen sie. Das Feuer sank zusammen.

Bis weiter nichts zu sehen war als ein Gluthügel, der die ganze Nacht hindurch glühte und glühte wie ein großes Auge in dem dunklen Raum.

Am folgenden Tage, als Ejur gegangen war, bat Steinar das Mädchen zum Fellschneider zu gehen, und ihn zu bitten, er solle zu Steinars Bude kommen.

Er wolle ihm alle Renttierfelle verkaufen.

Es dauerte einige Zeit, ehe er kam. Und Steinar ging aus, um die letzten Einkäufe zu machen. Sie wollten im Laufe des Tages nach Hause fahren.

Als der Fellschneider kam, war Orm allein. Sie begannen die Felle zu beschäftigen und ste Stück für Stück aus der Bude zu werfen.

Während sie damit beschäftigt waren, kam ein alter Lappe vorbei und blieb stehen und sah zu.

Er sah, daß bei jedem Fell an der Stelle, wo bei zahmen Tieren das Reichen eingebrannt zu werden pflegt, ein Stück abgeschnitten war.

Und dies waren Felle von zahmen Renttieren, das sah er. Er stand über die aufgehäuften Felle gebeugt.

Aber plötzlich fuhr er in die Höhe und sein mageres Gesicht war brandgelb.

„Die Felle sind von meinen Renttieren, Du Dieb!“ schrie er. Und er stand und bebte mit krampfhaft geballten Händen.

„Das ist Lüge!“ sagte Orm.

Er trat dicht vor den Lappländer hin, um ihn fortzukriegen.

„Das ist gelogen! Du finnischer Teufel!“ zischte er.

Der Händler hörte es. Er gedachte des gestrigen Auftritts und hielt es für das beste, für Steinar und alles, was zu ihm gehörte, Partei zu ergreifen.

Er richtete sich auf, stand hoch und vornehm da und fragte gebieterisch: „Was sagst Du da, Lappe?“

Der Lappe blickte sich um und sah, daß er mit den beiden allein war. Keiner seiner Genossen war in der Nähe.

Da wich er, als gäbe er es auf.

Aber plötzlich stand der dunkelhäutige Kuräne hinter ihm.

„Das sind Deine Felle! Nicht nachgeben!“ sagte er dem Lappländer ins Ohr.

Er blickte Orm an. Und seine Augen waren blutunterlaufen vor Bosheit und Haß.

Er hatte Steinar die Bude verlassen sehen und wußte, daß Orm allein war.

„Du Renttierdieb Du,“ zischte er ihm über die Schulter des Lappländers zu.

„Ja — Du Renttierdieb!“ sagte der Lappländer. Er bekam wieder Mut. Und seine singende Sprache zitterte vor Haß und Zorn.

„Das sind meine Felle!“

„Du lügst! Finnischer Teufel!“ sagte Orm wieder. Er stand vor den beiden und sprang vor Mut in die Höhe. Da stürzte sich der Dunkelhäutige mit einem Satz auf ihn und stieß ihm sein Messer in die Brust.

Orm sank nicht gleich zusammen. Mit beiden Händen packte er den Kuränen um die Kehle und riß ihn auf die Landstraße hinab und unter sich.

Es ertönte ein gurgelnder Laut wie von einem Erstickenden.

Das Messer fiel dem Kuränen aus der Hand und lag und blinkte mit der blutbefleckten Klinge im Schnee.

Aber plötzlich erblickte Orms Gesicht.

Er sank zusammen, und seine Hände öffneten sich machtlos.

Er lag wie tot, während das Blut in den weißen Schnee hin-auströpfelte. Der Händler beugte sich über ihn. Und er stöhnte vor Trauen, als er das todblaue Gesicht sah und den Schnee unter dem warmen Blut zischen hörte.

So schnell war all dies geschehen, daß ihm gar keine Zeit zum Eingreifen geblieben war.

Jetzt riß er Orm die Kleider von der Brust und stemmte eine Hand hart gegen die Wunde.

Dann begann er um Hilfe zu rufen.

Während er Iniete und aus Leibeskräften die Wunde mit seiner Hand zusammendrückte, brüllte er immer weiter um Hilfe. Bis sie, Mann für Mann, aus den Buden herausstürzten und an-gelassen kamen.

So eifrig war er um den Verletzten bemüht gewesen, daß er weder den Kuränen noch den Lappländer beachtet hatte.

Und als die Leute sich um ihn herum ansammelten, und er zu erzählen begann, und sich nach den beiden umsah, da waren sie verschwunden. Und waren nachher nicht mehr zu sehen.

Als Orm zu sich kam, lag er auf dem Bett. Und neben ihm standen Steinar und der Händler.

Ormhiß sah auf der Bank und schluchzte.

„Ich habe keine Schuld! Ich habe keine Schuld!“

Niemand achtete auf sie.

Steinar holte eine handvoll Tabaksblätter aus seiner Tasche unter der Weste hervor. Er riß ein dünnes Blatt los und legte es auf die Wunde.

„Dich nicht rühren!“ sagte er.

„Dich nicht rühren!“

Dann nahm er ein zart gegerbtes Fell von einem Renttier-falbe. Es war weich und schmiegsam wie Zeug. Er schnitt einen langen und breiten Streifen ab und legte ihn über das Tabak-blatt auf die Wunde und um Orms Brust, wie eine stramme Binde. Die Blutung hörte vollständig auf.

Orm lag matt und stille.

Steinar setzte sich auf den Bettrand und sah lange und blickte den Sohn an.

Dann bat er Ormhiß seinen Platz einzunehmen und auf Orm zu achten.

Er dürfe sich nicht bewegen, sagte er.

Dann ging er hinaus. Den ganzen Tag lief er von Bude zu Bude, auf der Suche nach dem dunkelhäutigen Kuränen.

Er sah ein paarmal nach seinem Sohn. Und lief dann wieder fort.

Er fragte keinen, antwortete auch nicht, wenn er angerufen wurde.

Lief nur wie ein Wolf, der eine Spur sucht.

Und als die Nacht kam und allmählich alles still wurde, schlich er lauschend von Wand zu Wand.

Am Tage darauf trug er Orm hinaus und belierte ihn auf ein Lager aus Heu auf den Schlitten und umhüllte ihn mit der Fell-bede.

Dann fuhren er und Ormhiß ganz behutsam, Schritt für Schritt, durch den Wald hinauf . . . heimwärts.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Robinsoninsel.

Von N. Mah.

(Schluß.)

Kein Vierfüßler kreuzt unseren Weg. Eidechsen und Schlangen, Frösche und Kröten suchen wir vergebens. Nur am Strande rasten gewaltige Herden von Seehunden und früher auch die jetzt nahezu ausgerotteten See-Elefanten. Pinguine sitzen in ihrer starren, selbstbewußten Ruhe auf den Felsstufen, anzusehen wie eine große schweigende Ratsversammlung, die über wichtigen Entschlüssen brütet. Und hoch an den Steilküsten nisten in unzugänglichen Horsten schwarze Sturmbögel — die Fardelas.

Wohl aber wollen die Insekten teilhaben an all der Lebens-pracht um uns her. Buntfarbige Falter gaukeln im glitzernden Sonnenlicht um die Kelche der Blumen. Hierhin und dorthin, wie sie die Winde tragen. Leise tönt das Summen prächtig gefärbter Fliegen durch die Mittagsschwüle, und unter den Käfern finden wir wahre Kleinodien, die an Glanz und Schimmer kaum überboten werden können!

Jetzt noch das Reich Poseidons. Welcher Feder wäre es mög-lich, hier die Natur in all ihrer Pracht erstehen zu lassen. Dazu gehörte der Pinsel eines Raffael und die Farbenträume eines Rubens zusammen mit der Gestaltungskraft eines Dante, um nur in Worten wiederzugeben, was unsere trunkenen Augen sehen.

Spülen doch die warmen Strömungen des Stillen Ozeans, in denen goldene und bunte Fische sich tummeln, während Korallen mit weit ausgebreiteten Kelchen ihre kunstvollen Bauten erstehen lassen, um unsere Inseln. Geschmeidige Schlangensterne gleiten über den rotweißen Algenrasen, auf dem riesige Kanzerkrebse ein-herkriechen. Hoch oben durch die silbernen Wogen aber schießt Ber-derben drohend für den, der sich unvorsichtig zum Baden hinaus-wagt, der Toho, ein Hai, der hier seiner Beute nachstellt!

Fauna und Flora zogen so vor unseren Augen vorüber. Und nun tritt der Mensch in sein Recht und mit ihm die Geschichte.

Als Seltick, der Schotte, dessen Schicksale Defoe zum „Robinson Crusoe“ verarbeitete, seine einsamen Jahre hier verbrachte, hatte die Insel schon eine bewegte Vergangenheit hinter sich. Menschen hatten von ihr Besitz genommen, Menschen hatten sie wieder verlassen. Und ihr Boden hat mehr wie einmal Blut ge-trunken. Aber stumm und teilnahmslos ragen noch immer ihre Gipfel wie die Zinnen einer riesigen Felsenburg in die schwei-genden Lüfte! Laßt uns hören, was sie aus ihren Wandeljahren erzählen kann!

Der erste, der je den Fuß auf den jungfräulichen Boden des Eilands setzte, — der erste zum wenigsten, von dem wir wissen — war ein kühner Schiffer — Juan Fernandez — ein Kriegs-tamerad der spanischen Eroberer Südamerikas, der anfangs der

60er oder 70er Jahre des 16. Jahrhunderts eine Reise von Callao nach Valparaiso machte. Auf dieser Reise entdeckte er die Inseln, die ihm die spanische Krone dann schenkte. Seinen Namen führt unser Paradies noch heute. Er wurde der erste Kolonist dort mit 60 Indianern; aber er wollte reich werden, und das brachte ihm Unglück, wie allen seinen Nachfolgern, die auch nach Geld und Gut, statt nach Frieden und Ruhe strebten. Fernandez starb und verdarb! — Still und einsam lag die weltferne Insel fast 100 Jahre. Dann kamen die Jesuiten, die bald wieder gingen, denn sie waren gar kluge Leute und sahen schnell, daß da nichts zu holen war. Ihnen folgten die „Brüder der Küste“, ein Piratenbünd, der hier einen seiner Schlupfwinkel hatte. Noch später erschienen englische und französische Schmugglerschiffe. Auf einem solchen, der „Fünf Hafen“, befand sich als dritter Steuermann Alexander Selkirk. Ihm sagte die strenge Schiffsjucht nicht mehr zu, und so floh er, als sein Schiff eines Tages an der Insel anlangte, in die dichten Wälder. Das war im Oktober 1704. Damit begann das Robinson-Leben, das Defoe in seinem prächtigen Roman erzählt, der noch heute, nach 200 Jahren, das Entzücken unserer Jugend bildet. Vier Jahre und vier Monate blieb Selkirk in seiner selbstgewählten Verbannung, bis ihn im Februar 1709 ein anderes Schiff, der Kapier „Herzog“, wieder unter Menschen trug. Noch heute erinnert eine eiserne Gedenktafel auf der Insel an seine Schicksale.

Jetzt aber hallen die ehernen Tritte der Weltgeschichte auf unserem Felsenland wider. Es war die Zeit, in der die Erben Karls V. um die Herrschaft der Erde stritten. Ein englisches Geschwader fand nach harten Stürmen auf Juan Fernandez Zuflucht und blieb drei Monate dort, um die Schiffe wieder herzustellen und den Matrosen Zeit zur Erholung zu gönnen. Die lieblichen Fruchtbaine rührten noch von jenem Aufenthalt her. Von hier überfielen die englischen Schiffe ganz unvermutet Valparaiso und machten die Küstenstadt Raita dem Erdboden gleich. Da erkannten auch die Spanier die strategische Bedeutung des Platzes, und im Jahre 1760 erstand eine Hafenstadt auf unserem Eiland, San Juan Bautista — die Stadt des heiligen Johannes. 14 Monate lang dursteten sich die Bewohner ihres Daseins freuen. Im März 1761 jedoch überflutete das Meer bei einem Seebeben den Strand und riß die Stadt in seinen unergründlichen Schoß!

Von da an wird es finster in der Geschichte der Insel, und Seufzer und Klagen ertönen statt glücklichen Lachens im goldenen Sonnenschein!

Die spanischen Vizekönige schufen hier eine Verbrecherkolonie, und bald nannte man die Zauberinsel die „Bastille des Stillen Ozeans“, in der sich der Auswurf der Bevölkerung Chiles, Perus und Ecuadors sammelte. Als aber mit dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die Sonne der Freiheit auch über dem südamerikanischen Kontinent zu strahlen begann, da hob die neue Regierung Chiles das Inselgefängnis auf und ließ alle Bewohner von dort abholen. Nur drei Soldaten vermochten sich nicht zu trennen, und sie blieben die alleinigen Besitzer einer Festung, einer Stadt und einer Insel. Aber schon im Dezember 1814 bekamen sie Gesellschaft! Ein langer, düsterer Zug ergoß sich aus einer Korvette an das Land: die Blüte der chilenischen Aristokratie, die die Wiederherstellung der spanischen Herrschaft in die Verbannung getrieben hatte. 27 Monate vergingen bis zur Erlösung, in denen ein Brand der Stadt die Ausgestoßenen heimsuchte. Da kam denn endlich der „Adler“ und holte den größten Teil in die Heimat zurück. In der Folgezeit wurde die Insel wieder und wieder der Verbannungsort für die Machthaber Chiles, an dem alle Missetätigen gut aufgehoben waren. Und erst 1840 wurden die letzten Deportierten erlöst. Aber schon stellt sich ein neuer Bewohner ein. Diesmal ein schottischer Matrose Archibald Osborn, dessen Schurkereien seine Kameraden bewogen, ihn auszuweisen. Er bekam Gesellschaft in einem englischen Knaben, von dem man nur weiß, daß er Juanito gerufen wurde. Und dann gestellte sich noch eine Familie Maurelio hinzu, die sogar Rechtsansprüche auf die Insel geltend machte. Osborn wurde ermordet, und zur Sühne für diese Lynchjustiz verbannte die chilenische Regierung die ganze Familie nach Punta Arenas. Nun lag Juan Fernandez wieder still und schweigend im Glanze der Mittagssonne. Einige Naturforscher landeten für Tage und Stunden, aber kein Kolonist wollte mehr dort wohnen, denn die Schatten der Ermordeten waren — so sagte man — auferstanden und trieben sich in den Wäldern umher. Bis dann im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ein deutscher Name in der Geschichte der Insel auftaucht: der Schweizer Alfred von Rott, der die Insel von der chilenischen Regierung pachtete, und unter ihm, der eine Kolonisation im größten Stile anstrebte, gedieh alles aufs Beste. Nur nicht ganz so wie er es wollte. Die „Untertanen“ waren einfach nicht zur Arbeit zu bewegen, denn was sie brauchten, wuchs ihnen ja in den Mund. Seine Hoffnung auf Reichtum blieb so ein schöner Traum, und ein Versuch, zur Kolonisation der Insel eine Aktiengesellschaft zu gründen, mißlang gänzlich. Bis endlich auch Don Alfredo einsah, daß schließlich Reichtum hier Nebenjache sei, und nun wurde er der eifrigste Schützer all der Schönheiten unserer Insel, bis er nach langen Jahren dort starb.

Heute ist Juan Fernandez dabei, ein volkreiches Eiland zu werden. Wihblanke Häuschen umrahmen die Cumberlandbai. Kirche und Schule tragen die Segnungen der Kultur unter die

glückliche Bevölkerung. Am Strand läßt und faucht sogar die Dampfmaschine einer Konservenfabrik. Aber selbst das Heraufdämmern der Maschinenzeit vermag dem weltfernen Eiland nicht seinen Zauber zu nehmen. Immer noch leuchtet die strahlende Sonne am tiefblauen Himmel, wie einst in den Tagen Robinsons. Immer noch plätschern die Wogen leise an den Felsgestaden, und immer noch gaukeln die Falter und Kolibris um die purpurnen Blüten.

O Einsamkeit — o Märchentraum auf unserem alten Stern! Wie lodend rauschen deine Palmenwälder hinüber zu unserem kühlen Strand! Und ich glaube, in uns allen lebt etwas von einem Robinson. Es lebt in unserer Sonnensehnsucht, die uns immer wieder nach dem Süden zieht, und es lebt in unserem Forscherdrang, der endlos durch Sternweiten schweift! Sonnensehnsucht, Märchentraum, wie schön, wie schön bist du!

Kleines feuilleton.

Unsere Zahlenaussprache und ihre Reform. Während heute alle Kulturvölker zum Schreiben ihrer Zahlen das Dezimalsystem (nach Einern, Zehnern, Hunderten usw.) eingeführt haben, eine Methode, die keiner Vereinfachung und Verbesserung mehr fähig ist, weist die Aussprache dieser Zahlen in den einzelnen Sprachen auf historischen und Gewohnheitsursachen begründete Unregelmäßigkeiten, Widersinnigkeiten und Unklarheiten auf, die das Erlernen dieser Aussprache sowohl dem Kind als auch dem fremdsprachigen Erwachsenen sehr erschweren, und außerdem beim Rechnen Schwierigkeiten machen und leicht zu Irrtümern führen.

In der Zeitschrift „Prometheus“ beschäftigt sich der Mathematiker D. Dziobek vor allen Dingen mit den in der deutschen Sprache zu findenden Unstimmigkeiten und deren Folgen und macht Vorschläge zu ihrer Beseitigung. Die deutsche Ziffernaussprache beruht auf folgenden Grundregeln: Es wird jede Ziffer ausgesprochen; die Ziffern werden in der Reihenfolge ausgesprochen, in der sie geschrieben werden, und zwar wird die Stelle, an der sie stehen, durch eine Endung (zig) oder durch ein Wort (Hundert, Tausend usw.) angezeigt. Von diesen Grundregeln gibt es nun eine Menge Ausnahmen. 1. nennt man die Nullen nicht. Man spreche die Ziffer 5 000 640 aus, um sich zu überzeugen, daß nur die Nichtnullen zur Aussprache kommen. Zweifelloß wird das Niederschreiben einer solchen Ziffer durch diese Weglassung erschwert und erfordert immer etwas Ueberlegung. 2. wird die 1 bald genannt, bald nicht. Man sage sich die Ziffer 3167, 120, 1089 laut her, um dies bestätigt zu finden. 3. Die Zahlen 11 und 12 werden nicht nach der Regel der 13 und 14 wie einzehn und zweizehn ausgesprochen, sondern haben ein noch aus früheren Zahlensystemen stammendes besonderes Wort.

4. Die wichtigste und in ihren Folgen unangenehmste Abweichung von der allgemeinen Regel ist aber die Umstellung der Zehner und Einer, die eine ganz besondere Eigentümlichkeit der deutschen Sprache bildet. Wie widersinnig ist es doch, daß wir die Zahl 85 nicht achtzig fünf, sondern fünfundachtzig aussprechen. Bei der Zahl 75 688 wird nur die mittlere Ziffer an ihrem richtigen Platz ausgesprochen. Beim Niederschreiben solcher Zahlen erfordert es immer einen gewissen Grad von Aufmerksamkeit, die richtige Umstellung der mit dem Ohr falsch gehörten Ziffern vorzunehmen. Oder man denke z. B. an die Anspannung der Telephonistin, die auf Wunsch des Reichstelephonamtes eine vierstellige Zahl in zwei zweistelligen übermitteln bekommt, also jedesmal erst zwei Umstellungen vornehmen muß, ehe sie die Verbindung herstellt.

Dziobek bringt nun als weitgehendsten Vorschlag den, die Zahlen einfach so, wie sie geschrieben werden, herunterzulesen, zum Beispiel 3496 drei vier neun sechs auszusprechen. Wenn dies nicht gleich durchführbar sei, so möchte er wenigstens die Elf und Zwölf beseitigt und die Nullen ausgesprochen haben. 503 soll fünfhundert nullzehn drei gesprochen werden. Vor allem aber soll die Umstellung der Zehner und Einer beseitigt werden. Dem letzteren Vorschlage kann man ohne weiteres zustimmen. Seine Einführung dürfte, wenn erst die Schulen sie in ihr Programm aufgenommen haben, auch auf gar keine so großen Schwierigkeiten mehr stoßen. Weit weniger wichtig erscheint demgegenüber die Beseitigung der Elf und Zwölf, während der Vorteil, den die Aussprache der Nullen für das Niederschreiben gewährt, durch den Nachteil der umständlicheren Aussprache, besonders bei Worten mit mehr als einer Null mehr als aufgewogen wird.

Was endlich den Vorschlag anbelangt, die Zahlen, wie sie geschrieben werden, abzulesen, so dürfte dies in allen Fällen, wo es auf ganz genaues Festhalten und Wiedergeben der ganzen Zahl ankommt, zum Beispiel beim Diktieren großer Zahlen, beim Angeben von Katalog- oder Telephonnummern, von großem Vorteil sein. Im täglichen Leben, bei Vorträgen usw., wo es vielmehr darauf ankommt, daß der Hörende eine richtige Vorstellung der Gesamtgröße erhält, wird dies eher durch die Nennung der großen Dezimalgruppen (Hundert, Tausend, Millionen usw.) erzielt werden. Wieviel anschaulicher klingt es doch z. B., wenn man sagt: Das Deutsche Reich hatte im Jahre 1910 vierundsechzig Millionen Siebenhundertfünfundsechzigtausend Einwohner, als wenn man sagen wollte: sechs vier sieben sieben fünf null null null Einwohner.